



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Niemann, August: Die Grafen von Altenschwerdt : Roman : (Fortsetzung.)

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Die Grafen von Altenschwerdt.

Roman von August Niemann (Gotha).

(Fortsetzung.)

### Einundvierzigstes Kapitel.



berhardt war an dem Abend, wo er halb besinnungslos das Schloß verlassen hatte, nach dem Dorfe und seinem kleinen Gasthause zurückgewandert, ohne den Weg zu sehen, den er einschlug. Er erfüllte die Luft mit seinen Seufzern, und sein trostloser Blick irrte von der Erde zum Himmel und vom Himmel zur Erde, ohne anders als in einem angstvollen Traume die ihn umgebende Natur zu empfinden. Erst als er das Haus erreichte, wo er so manche glückliche und sehnsuchtstrübe Stunde verlebt hatte, und als er die bekannten lichten Fenster vor sich sah, fand er sich selbst wieder, indem er zauderte, einzutreten und von bekannten Gesichtern begrüßt zu werden. Er schritt vorbei, dem Meere zu, dessen Rauschen ihn anlockte. Finster und drohend ragten zu seiner Linken die hohen Felsen empor, deren Wurzeln von den schäumenden Wassern bespült wurden, und der von der Flut her brausende Wind, der die Äste der Bäume ächzen machte, dazu die dunkle Nacht, welche bei matten Sternenschein die Formen der Klippen und Felsen nur in undeutlichen Umrissen erkennen ließ, machte diese Stelle der Küste zu einem unheimlichen Orte.

Dies Ungewisse der Beleuchtung, dieses Grauen in der Natur waren seinem Empfinden gemäß, und er wandte sich den phantastischen Gebilden zu, die aus schwarzem Gestein und vereinzelt Bäumen geformt aus den weißlichen Wogen hervorragten. Er schritt nahe an den Fuß der Felsen hinan, bis leckende Wellen ihm über die Füße hinwegspülten und die donnernde Brandung sein Ohr be rauschte. Salziger Schaum, vom Winde herübergetragen, flog ihm ins Gesicht und durchnäßte sein unbedecktes Haar. Er wandte sich, begierig nach dem Tumult der See, einem ansteigenden Pfade zu, den er früher wohl am Tage hinaufgeklimmen war, um der weiten Aussicht zu genießen. Nur völlige Gleichgiltigkeit gegen das eigne Leben konnte ihn vermögen, diesen schmalen steilen Weg in solcher Nacht hinaufzuklettern, und nur ein instinktmäßiges Finden beschützte ihn vor dem Sturz. Er erreichte die Höhe mit einem Lächeln über das Wunder, daß er nicht zerschellt dort unten liege, wo der weiße Gischt tobte, und er blickte,

weit hinausgelehnt über die zackige Brüstung der Felsenburg, in das stürmische Treiben der Elemente, mit Genuß in die Schrecken ihrer zornigen Erscheinung.

O du verräterisches Herz! stöhnte er in die Nacht hinein, was ist nun aus deinen Versprechungen geworden? Was ist nun das heilige Gelübde deiner Treue, dieser edle Mut, mit dem du jeder Gefahr trogen wolltest? Schaum und Wind, wie er um diese Klippen saust, aber verräterischer und grausamer! Welche Hoffnungen erregtest du in dieser leichtgläubigen Brust! Wie selig war mein schwaches, einfältiges Herz! Wie sah ich Thor uns glücklich vereinigt, welche unsägliche Wonne betrog mich mit Bildern der Seligkeit!

Er faßte mit starken Händen rüttelnd in das uralte Gestein, als wollte er die Erde selbst im Grimm zertrümmern, und ein Thränenstrom stürzte aus seinen Augen hervor. Er sah die holde Gestalt, mit allem Liebreiz umkleidet, den die eigne Natur und der Schmerz des Verlustes ihr verliehen, in den Armen eines andern, er fühlte ihre wogende Brust an die seine gedrückt und dann von ihm gerissen, er sah diese köstlichen Lippen von einem andern geküßt, während er noch ihre Süßigkeit schmeckte, und ein Schrei der Wut rang sich aus seinem Herzen los.

O, wenn du hier neben mir stündest, falsche Geliebte, wie wollte ich dich ergreifen und deinen zarten Leib mit dem meinigen verschlungen dort unten auf die scharfen Klippen schleudern! Konntest du es grausamer anfangen, um mich zu vernichten, als du es gethan hast? Bis zum letzten Tage schmeicheltest du mir mit wachsender Gunst, Schritt für Schritt gingest du zärtlich vor, mich immer sicherer einzuwiegen. Ich sah mich auf deine Schwüre hin als deinen glücklichen Gatten, und ich fühlte mich als den beweidenswerthesten aller Menschen. Mußtest du mich bis an die äußerste Grenze führen, um mir ein Paradies zu zeigen, das ich nicht betreten sollte? Grausame! Grausame! Konnte meine Demüthigung tiefer sein, als jetzt, wo du meinen Stolz zur höchsten Höhe erhoben hattest? Gab ich mich nicht vertrauensvoll in deine Hand, weil du mir logst, du wüßtest es besser zu leiten? Gab es ein Mittel, das sicherer war, um mich zu täuschen? Wie ein blinder Narr habe ich mich von deiner treulosen Hand führen lassen, und nun ist es zu spät!

Als Eberhardt in später Nacht in das kleine Wirtshaus zurückkehrte, wo die Familie längst schlafen gegangen war und nur der alte Keger, in seiner englischen Bibel lesend, ihn erwartete, war sein Antlitz verschlossen, aber seine Augen sprühten solche Blitze, daß der treue Diener erschrak.

Es ist Zeit, abzureisen, sagte Eberhardt mit dumpfem Ton, Sorge dafür, daß alles bereit ist, damit wir morgen dies Haus verlassen können.

Der Schwarze erwiederte nichts, aber betrachtete seinen Herrn, der in Papieren kramte und bald dies, bald jenes Stück zwecklos angriff, mit forschenden Blicken.

Doch nach einer Weile sagte er mit tiefer, sanfter Stimme: Ist die Stunde nun herangekommen, wo das ungestüme Herz meines Herrn sich zurückkehrt nach dem unschuldsvollen Frieden der bessern Heimat?

Sprichst du vom Grabe, alter Freund? fragte Eberhardt mit hohlklingendem Lachen.

Ich spreche von dem gesegneten Orte, wohin das Treiben der heidnischen Welt nicht dringt, wo wir begnadigte Kinder sind und Agenten des himmlischen Vaters.

Und sollte ein solcher Ort etwas andres sein als ein Grab? Doch du hast Recht, ich möchte dorthin gehen. Ich bin der Welt müde und ich will still dort sitzen, wo meine Mutter schläft, bis ich selbst neben ihr zur Ruhe gehe. Muß mein Schicksal doch ganz dem ihrigen gleichen!

Der Schwarze lächelte schwermütig. Sind die Kinder der Welt weiser als die Kinder des Lichts? fragte er. Die heidnische Liebe trägt den Keim der Bitternis in sich, aber die Liebe der Auserwählten ist rein und kennt nicht die Enttäuschung. Wäre die Lady nicht glücklich gewesen, so wäre sie nicht so sanft gestorben. Sie ward dem Fleische unsichtbar gemacht durch ein Übermaß an Licht.

Eberhardt war lange genug in der Erziehung der Shaker gewesen, um diese Sprache zu verstehen, und während ihn die Worte Andrews zu einer andern Zeit wohl ungeduldig gemacht hätten, trafen sie seine nach Vernichtung verlangende Seele zugleich mit der Kraft altgewohnter Anschauung und dem Verständnis der ihnen innewohnenden Idee.

Ja, wir wollen zurückkehren, sagte er einfach. Doch es ist spät, du hast lange um mich gewacht, geh zur Ruhe.

Der Schwarze beugte sein graues Haupt über die Hand seines Herrn, küßte sie und ging hinaus. Eberhardt aber blieb wach und suchte sein Lager nicht auf. Er setzte sich an das offene Fenster, blickte in das Dunkel hinaus und ließ den kühlen Wind um seine Stirn wehen. Er hörte aus der naheliegenden Kammer den Schwarzen einige Strophen aus seinem Lieblingsliede, Whittiers „Zelt am Strande“ singen:

Wie sollt' ich schau'n, wo Cherubim  
Und Seraphs voll Begier?  
Doch kann das gut sein wohl an Ihm,  
Was böse ist an mir?

Das Unrecht, das hienieden kränkt,  
Ich such es dort nicht mehr:  
Sein Zorn mich nicht zur Hölle drängt,  
Nur Gü' und Lieb' ist Er.

Stunde auf Stunde verrann, die Lampe erlosch, und den Himmel färbte das erste Grau des Morgens, Eberhardt saß unbeweglich an dem kleinen Kaminenfenster und starrte hinaus. Sein von Schmerz durchzucktes Gehirn arbeitete sich ab in Gedanken des Hasses, der Reue, der Erinnerung und der Voraussicht, und über all diesen Bildern der Phantasie und diesen Überlegungen schwebte doch gleich einer lichten Wolke eine unvertilgbare Liebe zu derjenigen, die ihn betrübtete. Immer stärker machte sich in ihm die heimliche Gewißheit geltend, daß der Verrat Dorotheens kein freiwilliger gewesen sei, und zuletzt schwammen alle Empfindungen, nachdem sie bitter gekämpft hatten, in ein heißes Sehnen und in den Wunsch zusammen, die sich verklärende Gestalt der Geliebten glücklich zu sehen.

Ich will dort ruhen, wo meine Mutter ruht, sagte er sich. Ich will in dem friedlichen Thale am glänzenden Strome Stunde auf Stunde, Tag auf Tag, Jahr auf Jahr traurig verträumen, wenn ich nur weiß, daß du glücklich bist. Meine Seele wird die deinige umschweben, und wenn du hinausblickst zu jenen schimmernden Sternen und zu der klaren Scheibe, die unser gemeinsames Lieben sah, so wirst du die Gedanken dessen fühlen, der dich nie vergißt. Das

weite Meer wird zwischen uns liegen, und jede Verbindung wird zerrissen sein, aber jene himmlischen Lichter scheinen doch auf uns beide herab und bilden für unsre schwebenden Seelen ein überirdisches Band. Dann wirst du vielleicht, von der Gewalt meiner Liebesglut angezogen, einen freundlichen Gedanken zu mir senden, der auch mich empfinden läßt, daß die reine erste Liebe unsrer Jugend in unsrer beider Herzen eine selige Spur hinterließ, obwohl das Geschick sie zerriß.

Der starke Wind, welcher die Nacht hindurch geweht hatte, legte sich mit dem Herankommen des Sonnenlichts, er hatte die Wolken vertrieben und der Himmel war klar. In der graublauen Flut der Atmosphäre funkelten die Sterne der nördlichen Halbkugel. Die Fenster des kleinen Zimmers gingen nach Norden, auf die See hin, und Eberhardt vermochte zwar das Hellerwerden des Himmels, aber nicht das Aufgehen der Sonne selbst zu sehen. Er verfolgte in der ruhigeren Stimmung, die den erwachenden Morgen begleitete, mit müden Augen die gelblichen Tinten, welche allmählich sich dem grauen Ton der Himmelsdecke und des wiederpiegelnden Meeres heimischten und das Flimmern der Sterne erbleichen machten. So sank sein Kopf sachte nieder auf den in die Fensterbank gelegten Arm, und er schlief ein, als das erste Rot der Sonne herüberguckte.

Er schlief mit sanften, ruhigen Atemzügen wohl eine Stunde lang und würde noch länger geschlafen haben, wenn er nicht durch ein Geräusch draußen auf der Landstraße erweckt worden wäre. Er hörte wie im Traume Peitschenknallen und sah, als er hinauschaute, eine Erscheinung, die ihn sofort völlig ermunterte und sein Herz in raschem Pulsschlag versetzte. Vor dem Wirtshause fuhr ein Einspänner vor, der ihm als einer der Wagen des Schlosses Eichhausen bekannt war, und er sah die blonde Millicent darin sitzen, während einer der Stallknechte des Barons die Zügel führte. Millicent sah sich vom Sitze aus in anscheinender Unschlüssigkeit über das, was sie nun thun solle, das Wirtshaus an, als Eberhardt ihr vom Fenster aus zurief und dann hinuntereilte.

Ich will nicht hineingehen, sagte Millicent, als Eberhardt ihr aus dem Wagen half. Ich bin sehr eilig und komme so früh, damit sie daheim nichts merken.

Sie sah aufgeregt aus und war wie bedrückt von einem traurigen Geheimnis. Eberhardt führte sie auf der Straße weiter, wo es der Frühe des Morgens wegen noch unbelebt war.

Waren Sie bei uns? Haben Sie Ihren Hut in Dorotheens Zimmer gelassen? fragte Millicent. O mein Gott, wie das arme Wesen sich anstellte, als sie den Hut dort am Boden fand!

Eberhardt erinnerte sich, daß er seinen Hut verloren hatte. Es war ihm schon aufgefallen, als er in der Nacht nach Hause kam, aber er hatte sich nicht entsinnen können, wo er ihn verloren hatte. Es gab für ihn viel zu fragen und für Millicent viel mitzuteilen, aber sie waren beide in solcher Aufregung, daß sie vorläufig nur von dem Hute sprachen. Eberhardt mußte ihn mechanisch abgenommen haben, als er in Dorotheens Zimmer trat, und er mußte ihn haben fallen lassen, als er von dem Orchester zurückkam, wie er meinte.

Also es war doch so, wie Dorothea behauptete, sagte Millicent. Sie behauptete, sie hätte einen Schrei gehört, und sie war wie unsinnig, als sie den Hut fand. Ach Gott, sie liegt in ihrem Bette und weiß nicht mehr, was sie

spricht! Es wird ihr Tod sein, und Sie haben die Schuld. Warum haben Sie das arme Mädchen so verliebt gemacht, wo Sie doch wußten, daß Sie sie nicht heiraten konnten! Wie mochten Sie denn nun auch noch zurückkehren und alles wieder von neuem aufrühren? Und es ist so unschicklich von mir, daß ich hierherfahre. Frau Zeyßing wird ein schönes Geschwätz darüber verführen.

Eberhardt war nur von einem Gedanken noch erfüllt: Dorothea unglücklich und krank! Er verstand nicht, was Millicent ihm sonst noch sagte. Doch drang er in sie, ihm alles zu erzählen, was vorgefallen sei, und fragte sie dringend und wiederholt, was diese schnelle Verlobungsfeier veranlaßt habe.

Sie fragen noch! rief Millicent. Haben Sie ihr denn nicht ihr Wort zurückgegeben? Freilich hatte sie es ja von Ihnen verlangt, und es hätte Ihnen auch wohl nichts geholfen, wenn Sie es verweigert hätten, aber daß Sie ihr schrieben, daß sie den Brief erhielt, womit Sie ihr Lebewohl sagten, das nahm ihr doch die letzte Hoffnung.

Eberhardt betrachtete sie verwirrt und konnte sich in den Sinn ihrer Worte nicht hineinfinden. Er fragte von neuem, welche Bewandnis es mit diesem Briefe habe, den er geschrieben haben solle, und es fiel ihm, indem er fragte, der Besuch der Gräfin ein, von dem ihm Frau Zeyßing gesprochen hatte, und zugleich damit das Wort von einem Briefe, den er zurückgelassen, und den die Gräfin entdeckt haben sollte. Es entstand jetzt in ihm ein Argwohn, welcher den wahren Vorgang und die Bedeutung der Mitteilung seiner Wirtin erriet.

Millicent begann auf sein Verlangen ihm alles genau zu erzählen, was sich ereignet hatte. Sie schilderte den Eindruck, den sein Benehmen bei ihrem letzten Besuche auf sie gemacht habe, wo er beim Empfang der beiden Briefe, die sie eigenmächtig eröffnet hätte, betroffen gewesen sei. Sie erzählte ihm dann, wie schlecht sie behandelt worden sei, daß man sie bei ihrer Rückkehr nach Eichhausen eingesperrt habe, und daß sie Dorothea erst dann zu Gesicht bekommen habe, als das Rendezvous am Strande verfehlt gewesen sei.

Ich hatte die Absicht, nie wieder einen Fuß in das Schloß zu setzen, erzählte sie. Ich wollte zu meinem Bruder Gottlieb gehen, denn man braucht sich doch auch nicht alles gefallen zu lassen. Nur weil ich Dorothea in ihrer Not nicht allein lassen wollte, darum blieb ich. Sie war nicht mehr recht bei Sinnen, das arme Geschöpf, als ich zu ihr kam und als sie mir sagte, daß Sie geschrieben hätten und daß Sie ihr ihr Wort zurückgäben. Er thut recht daran, jagte sie. Was hätte er andres thun sollen? Habe ich es nicht von ihm verlangt? Ich bin ja die Treulose, und ich habe ihn zuerst aufgegeben. Sehen Sie, Herr Eschenburg, das dürfen Sie mir nun nicht übelnehmen, da habe ich ihr geantwortet: Ich hätte das nicht von ihm erwartet, denn er hätte mehr Verstand haben sollen. Ich habe auf Sie gescholten, das will ich nicht leugnen. Und nun es einmal geschehen und alles beendet war — warum kamen Sie noch einmal wieder und jagten ihr einen solchen Schrecken ein? O, wenn Sie sie hätten sehen können, wie sie da stand und die Hände rang!

Die Nachrichten, welche Eberhardt dergestalt von Millicent empfing, machten auf ihn einen Eindruck, über welchen er selbst verwundert war. Denn obwohl Empörung über das Spiel, welches man mit ihm und Dorothea getrieben hatte, ihn erfaßte und obwohl er mit Schmerz an Dorotheens Leiden dachte, so konnte er sich doch nicht erwehren, ein trostreiches, obwohl noch unbestimmtes Gefühl der Freude zu empfinden.

In allem, was Millicent ihm sagte, und in den Vorwürfen selbst, die sie ihm machte, lag nach der Trostlosigkeit und dem Jammer der verfloffenen Nacht etwas Süßes und Einschmeichelndes für Eberhardt. Schon daß er von Dorothea erzählen hörte, beglückte ihn, und er konnte nicht satt werden, Millicent zu weiteren Mitteilungen aufzufordern. Sie kam aus Dorotheens Nähe, und sie schien den Lichtglanz der Geliebten in sich gezogen zu haben, um ihn auf den klagenden Freund trostreich wieder auszustrahlen. Ein unbeschreiblicher Zauber lag für Eberhardt in dem blonden Haar, den blauen Augen und der ganzen Erscheinung von Dorotheens Freundin. Diese Arme hatten die Geliebte umfaßt, auf diesen Zügen hatten der Geliebten Blicke geruht, diese Lippen erzählten von der Teuren, und es wurde ihm schwer, sie nicht zu umarmen, mit Küssen zu bedecken und an ihrem Halse zu weinen. So bettelarm fühlte sich sein Herz, daß die Almosen aus Millicents Hand ihm ein kostbares Geschenk waren. Fast vergaß er die Größe seines Verlustes in diesen seligen Augenblicken, wo ihm Millicents Bericht klar vor Augen stellte, daß Dorothea ihn noch liebte wie ehemals.

Obgleich er im Augenblick noch nicht wußte, was er thun solle und auf welche Weise er am besten sein Recht und seine Liebe wahren könne, so ward er doch von dem festen Entschlusse durchglüht, nimmermehr auf Dorothea zu verzichten, und das Unrecht, welches ihm seiner Überzeugung nach allein die Gräfin zugefügt hatte, indem sie einen gefälschten Brief als von ihm kommend benutzte, schien ihm eine Handhabe zu geben, um diese intrigante Frau zu überführen.

Mein liebes Fräulein, sagte er, Sie haben mich falsch beurteilt, und ich werde dafür sorgen, daß der Irrtum verschwindet. Ich war auf dem Wege zu dem verabredeten Rendezvous, und der Sturm allein, der unsre Schaluppe von dannen trieb, hat mich verhindert, zur rechten Zeit an der bezeichneten Stelle zu sein. Wir kämpften gegen die Elemente um unser Leben und wurden soweit verschlagen, daß ich erst gestern zurückkehren konnte. Mein erster Weg führte mich zum Schlosse, wo ich den entsetzlichen Anblick des großen Festes der Verlobung hatte. Niemals schrieb ich einen Brief, worin ich auf das Glück meines Lebens verzichtet hätte. Teilen Sie dies Dorothea mit. Und bitten Sie sie in meinem Namen, mir Zeit und Ort zu bestimmen, wo ich sie sprechen kann. Ganz notwendigerweise muß ich sie sehen und sprechen. Sie ist des Grafen Dietrich Braut. Aber sie darf mir doch dies neue Stelldiehlein nicht verjagen. Ich erwarte Ihre Antwort darüber. Mit schmerzlicher Sehnsucht erwarte ich einen Brief, eine Botschaft, worin mir die Gewißheit gegeben wird, daß ich sie sehen werde. Dorothea soll nicht an mir zweifeln, und wenn sie es für ihre Pflicht gehalten hat, ihrem Vater gehorsam zu sein, so soll sie dabei wenigstens nicht meine Zustimmung als einen neuen Grund ihrer Untreue gegen mich ansehen dürfen.

Millicent hörte ihm zu, ohne recht zu wissen, was sie glauben sollte. So sehr sie auch für die unglücklich Liebenden Partei zu nehmen geneigt war und so gern sie sich der Romantik hingab, hatte sie doch in ihrer Lebensanschauung einige Ähnlichkeit mit ihren Brüdern und konnte nicht so schnell den Verdacht in sich überwinden, daß dieser schöne und lebenswürdige Maler ebenso wohl die Erbin als das Ideal in Dorothea verehere. Dieser Verdacht war ihr gekommen, als sie von Eberhardts Briefe erfahren hatte. Sie hatte geglaubt, er habe auf seine Liebe verzichtet, als er eingesehen habe, daß er nur ein

heimatloses, flüchtiges, enterbtes Fräulein werde gewinnen können, und sie vermochte nicht zu begreifen, daß Eberhardt durch den bloßen Gedanken an die Pflicht hatte erschreckt werden können. Als sie ihm die von ihr eröffneten Briefe übergab und seine Bestürzung sah, lag es ihr fern, seine wahren Gedanken zu erraten.

Aber doch waren es die reinsten und edelsten Gedanken, welche ihn bewegten. Er, der die Erinnerung an seine Mutter so heilig hielt, er, der sein Versprechen selbst dann nicht zu brechen imstande war, als er durch diese Treue unglücklich zu werden glaubte, er war tief ergriffen worden von dem Beweise kindlicher Pietät, den Dorothea ihm gab. Wohl hatte er trotzdem den Versuch machen wollen, sie zu entführen, wohl war er von wüthendstem Ingrimm erfaßt worden, als er die Geliebte als Braut eines andern sah, dennoch hatten die Liebe zum Guten und die Scheu vor dem Heiligen so tiefe Wurzeln in seinem Innern geschlagen, daß er nach Überwindung des ersten Ansturms der Gefühle den kindlichen Gehorsam Dorotheens nicht allein begriff, sondern daß ihm Dorothea darum nur desto liebenswürdiger erschien. Mit welcher Treue muß ein solches Herz an dem Gatten hangen, den sie liebt, sagte sich Eberhardt, wenn sie schon dem Vater, der sie nicht versteht und der sie mißhandelt, ihr Lebensglück zum Opfer bringt!

Ich kann nichts bestimmtes zusagen, erwiederte ihm Millicent auf seine Bitte um ein Stelldichein mit Dorothea. Denn ich weiß nicht, ob ich ihr überhaupt von Ihnen sprechen darf, so lange sie so aufgereggt ist. Die bloße Erwähnung Ihres Namens könnte sie noch schlimmer machen. Aber ich will sehen, was sich thun läßt, sobald es ihr besser geht. Damit Sie aber sehen, Herr Eschenburg, wie Dorothea denkt, habe ich Ihnen hier etwas mitgebracht. Es sind Briefe, die sie in den letzten Tagen an Sie schreiben wollte, von denen sie aber keinen fertig brachte. Würsten wir doch auch nicht einmal, wohin wir einen Brief hätten schicken sollen, da Sie fort waren und nicht mitgeteilt hatten, wohin Sie gegangen wären.

Millicent zog bei diesen Worten ein Päckchen Papiere hervor, welches sie Eberhardt übergab.

Es sind lauter halbvollendete Bogen, sagte sie, während Eberhardt die Papiere begierig ergriff. Keinen Brief konnte sie zu Ende schreiben, denn ihre Gedanken schwammen ihr mit den Thränen und Seufzern hinweg. Dorothea weiß es nicht, daß ich diese Briefe habe, und sie würde böse werden, wenn sie erführe, daß ich sie Ihnen gegeben habe. Ich bringe sie Ihnen aber mit, damit Sie sehen, was Sie angerichtet haben, und als Beweis, daß das unglückliche Geschöpf Sie immer noch liebt, obwohl sie gezwungen ist, den Grafen von Altenschwerdt zu heiraten.

Die Briefbogen waren mit abgerissenen Sätzen bedeckt, die ohne Ordnung zusammenstanden, aber doch in ihrer Zerrissenheit selbst schon einen Sinn boten. Eberhardt starrte voll Schmerz und Trauer auf die Züge der geliebten Hand.

Ich danke Ihnen von Herzen, ich danke Ihnen, sagte er. Und sobald Sie es für möglich halten, sagen Sie ihr, bitte, meinen Wunsch, sie zu sehen.

Millicent versprach es ihm und sagte ihm zu, am Abend dieses Tages noch und dann zweimal täglich ein Billet durch Degenhard an ihn gelangen zu lassen, worin sie ihm über Dorotheens Befinden Bericht erstatten wollte.

Als er Millicent zum Wagen zurückbegleitete, sah er Andrew in der Thür des Gasthauses stehen. Er übergab ihm den verhängnisvollen Hut, den Millicent

mitgebracht hatte und ihm nun vom Wagen herabreichte, und sah in besserer Stimmung als vorher, obwohl immer noch traurig, dem eilig davonrollenden Gefährt nach.

Die Koffer sind gepackt, und es ist alles zur Abreise fertig, sagte Andrew.

Eberhardt wandte den Blick von dem entschwindenden Wagen ab auf das ehrliche schwarze Gesicht.

Packe sie wieder aus, sagte er. Es eilt noch nicht.

Dann drehte er sich um und schritt, die Hand an dem Briefpaket in seiner Tasche, der Einsamkeit des Waldes zu.

Die Briefe brannten ihm auf dem Herzen, bis er sie im Schatten der Buchen hervorzog und, an einen grauen starken Stamm gelehnt, mit begierigen Augen durchslog. Er trug in derselben Brusttasche Dorotheas Bild, die Photographie, welche sie ihm einst geschickt hatte, und er küßte sie, indem er das Abbild um Verzeihung wegen des Unrechts bat, welches er der Geliebten selbst im Geiste zugefügt hatte.

Komm noch einmal an das schwarze Wasser, wo ich dir gelogen habe — so sing der eine Brief an. Denn ich bin es, die dich verriet, nicht du bist treulos. Du konntest nicht anders handeln, als du gethan hast. Es ist alles vorbei. Mein Vater — Eberhardt, in deiner Umsehlingung laß mich in der stillen Tiefe vergehen, die eine so geheimnisvolle Anziehungskraft für mich hatte und Zeuge eines Treuschwurs war, den ich gebrochen habe. Doch nein, mein Vater — der alte Mann — ich kann ihn nicht töten. Zwischen dir und ihm stehe ich als das unglücklichste aller lebenden Geschöpfe. Denke an dich! Vergiß mich! O höre nicht auf, mich zu lieben! — Was schreibe ich? — Was wollte ich dir sagen? — Ohne dich, ohne dich, wie ruhig könnte ich sein! — Kein Wort des Vorwurfs für dich, Eberhardt, verzeih mir. Wir sind für immer getrennt, wer kann sagen, was nun werden soll? —

Auf einem andern Briefbogen, der die Spuren von Thränen aufwies, standen folgende Sätze: Giebt es eine Vernichtung für immer, oder wird die Seele nach der Zerstörung des Leibes Kraft haben, wieder aufzusuchen, was sie liebte? Nur diese Hoffnung ist es, die mir ein Dasein erträglich machen könnte, welches ich ohne dich führen muß. Wie stolz ich in meiner Thorheit war! Ich forderte das Schicksal heraus und glaubte über die Schranken mich hinwegheben zu können, die von der Sitte und dem Herkommen, die von Familienbanden gezogen werden. Wie schwach sehe ich mich jetzt, wo ich — Und du hast zustimmen können, Verräter! Ach, du hast es gemußt, weil ich es von dir verlangte. Wie habe ich dich an deinem Wort festhalten können, da ich das meinige zurücknahm? Aber habe ich denn mein Herz zurückgezogen? Undankbarer, wie konntest du das denken? — Die Worte fließen mir nicht in die Feder. — Ich fühle, wie meine Stirn zu schmerzen und das Gehirn darin zu taumeln beginnt. Kraft! Kraft! Es mußte geschehen! Ich mußte dem Freunde das Messer in das Herz stoßen. —

Ein drittes Blatt lautete: Zwei Wege sind es, die sich meinem Blicke bieten, der eine führt zu dir und zu dem Grabe meines Vaters, der andre zu meinem eignen Grabe, auf dem du, mir fluchend, sitzen wirst. Es ist Wahnsinn, was ich da schreibe — vergieh, mein Freund, der Wahnsinnigen. Ich will jetzt vernünftig sprechen, und vielleicht — morgen werde ich instande sein, länger und ausführlicher zu sein. Ich mußte mein Wort zurücknehmen, lieber Freund. Wir dürfen einander nichts mehr sein, gar nichts. Auch ein

freundschaftliches Gedenken möchte gefährlich sein und die schlummernden Schlangen erwecken, die ich mühsam bezähmte. Was wirst du sagen, wenn du diese Zeilen erhältst? Willst du dir erklären — großer Gott, ich kann es nicht —

In ähnlicher Weise waren alle angefangenen und unvollendeten Briefe abgefaßt und gaben in ihrer verwirrten Form ein redendes Zeugnis von der überwältigenden Aufregung der Hand, die sie schrieb. Er ward tief gerührt von der Wahrnehmung, daß Dorothea, obwohl in dem Glauben befangen, er habe ihr geschrieben und sich von ihr losgesagt, doch alle Schuld auf sich selbst lud. Sein Herz blutete, als er dies las, und der Zorn flammte von neuem in ihm auf, doch nicht mehr gegen sie, die ihn liebte und verließ, sondern gegen diejenigen, welche Schuld an diesem Unglück waren. Einen Augenblick durchzuckte ihn der Haß gegen den Bruder, und während er die Fäuste ballte, schien der Wald um ihn eine Blutfarbe anzunehmen. Doch die milde Güte seiner starken Seele überwand auch diesen Anfall, und indem er neben dem Bilde Dorotheens das Bild seiner Mutter vor sich aufstauen sah, durchdrang und besänftigte ihn das Bewußtsein der erhabenen Schönheit einer Liebe ohne Groll. Nach höheren Regionen wandte sich der Blick seines Geistes, und es schien ihm, als zöge ihn das Andenken der Mutter, die im tiefsten Herzen gekränkt, doch endlos liebte, hinauf in die Sphären der überirdischen Welt. Tiefes Mitleid mit dem leidenden Mädchen, das, unter der Qual für ihn gebeugt, nach Befreiung ihrer Seele seufzte, überwand jetzt in seinem Herzen beinahe völlig den Gedanken an den eignen Schmerz.

Wohl war sie es, die ihr Wort zurückverlangte, sagte er sich, und ich mag es ansehen, von welcher Seite ich will, immer bleibt doch die Thatsache bestehen, daß sie mir den Vater vorzog. Und das wird auch immer dasselbe bleiben, selbst wenn es mir gelingt, sie zu überzeugen, daß ich es nicht war, der jenen Brief schrieb, sondern daß derselbe gefälscht wurde. In dem Kampfe zwischen mir und ihrem Vater wird stets der alte Mann den Sieg davon tragen.

Er senkte den Kopf und blickte sinnend zur Erde. Die Worte des Generals über den Wert der Liebe, die auf keinen Lohn hofft, und über das Glück, das die Tugend in sich selber trägt, bewegten seine Seele. Es giebt nur eine Richtschnur für uns schwache und unwissende Menschen, sagte er sich, und diese Richtschnur ist die Pflicht. Wir sollen nicht rechts und nicht links sehen, sondern einfach thun, was wir als gut erkennen. Sie hat es gethan. Sie ist dem Vater gehorsam gewesen. So habe ich selbst ja auch festgehalten an meinem Versprechen gegenüber der Mutter. Was daraus entstehen mag, das leitet ein gütiger Gott, der besser weiß als wir, was zu unserm Heile dient. Und ist sie es nicht, die sich beklagen kann, mehr als ich? Ach, an die Stelle gebunden, wo sie glücklich war, empfindet sie doppelt den verhaßten Zwang! Die Stätten unsrer Freuden umgeben sie und zeigen sich ihr stündlich als Schauplatz der Marter. Ich aber kann hinausfliehen und die Erinnerung durch neue Anblicke täuschen. Ich kann wirken und durch unermüdlige Thätigkeit den Gram bekämpfen, während sie gefesselt ist. Meine Aufgabe kann nur sein, ihren Kampf zu erleichtern, soviel es möglich ist, und die trübe Zukunft nicht durch meinen Anblick ihr noch zu erschweren. O, wie sehr hatte der alte General Recht, als er mir voraus sagte, daß dies edle Herz immer bereit sei, das Glück der Pflicht zu opfern! Und soll ich mich geringer zeigen, als sie ist? Nein, ich will auch meiner Pflicht genügen, und wenn sie dem Vater gehorcht, so

will ich mich dem Vaterlande weihen! Gott erbarme sich meines armen Herzens und lasse es nicht mehr lange gegen diese Rippen pochen!

Er stöhnte tief und sank in der Qual der Entsagung, die er sich aufzwang, wieder auf die Knie. Verloren, verloren! seufzte er, es ist das Loos, das ich von meiner Mutter erbe! —

Als Eberhardt um Mittag nach dem Gasthause zurückkehrte, fand er den alten Andrew in einer geheimnisvollen Stimmung, die ihm auffiel, obwohl er nicht sehr auf das Leben um sich achtete. Aber die feierliche Miene des Schwarzen, der ihm das Essen aufstrug, war ihm, der jeden Ausdruck im Gesicht des Freundes kannte, so bemerklich, daß er fragte, was dies zu bedeuten habe.

Mein junger Herr, sagte der Schwarze langsam und gemessen, indem er den Blick nach oben richtete, die Kräfte der Abgeschiedenen werden offenbar, und die Füße der Sünder gehen auf dem Pfade der göttlichen Allmacht. Es fallen die Siegel von dem Buche der Geheimnisse, und die Erfüllung naht den Bitten der Heiligen.

Ich bitte dich, Andrew, sagte Eberhardt etwas ungeduldig, rede mit mir in einer andern Sprache, mein Kopf ist heute ungeeignet für Rätsel.

Es ist Zeit, daß wir diesen Ort verlassen, sprach jener, denn es ist ein Sammelplatz der Ungerechten, die ihrem Schicksale verfallen sind. Hierher kam die böse Frau, deren Stolz sie reif macht für das Gericht, hierher kam heute ihr böser Dämon, und ich sah auf seinem Gesichte das Zeichen, daß sein Loos gefallen ist.

Wer kam? fragte Eberhardt.

Es kam ein Mann, der der Freund Ihres Vaters war und sich als sein schlimmster Feind erwies, es kam der Baron von Waldeghem, der ein Zeuge der Vermählung Ihres Vaters mit meiner gütigen Lady war, und dann ihn überredete, eine andre Frau zu nehmen.

Ich kenne diesen Namen nur aus der Trauungsakte. Was wollte der Herr?

Zu einer andern Zeit hätte Eberhardt wohl mit lebhaftem Interesse der Erwähnung dieses Namens und dem Bericht Andrews gelauscht, heute aber, wo überwältigende Gedanken anderer Art ihn beherrschten, hörte er nur gleichgiltig zu, als jener ihm erzählte, daß der Freiherr von Waldeghem einen Besuch gemacht habe, daß er sich mit ihm unterhalten und versucht habe, ihn auszuforschen, daß er fortgefahren sei, ohne eine Botschaft zu hinterlassen, und daß er fahl und alt geworden sei in den langen Jahren, seitdem Andrew ihn nicht gesehen habe.

Du hast Eile, nach Springlake zurückzukehren, alter Freund, sagte Eberhardt mit einem milden Lächeln, als Andrew geendigt hatte. Beruhige dich, es kommt wohl die Zeit. Gleich doch die Zeit, wie man sagt, alles aus und trägt alles zur Ruhe. Nur jetzt können wir noch nicht fort — und vielleicht — doch das ist noch ungewiß.

Er konnte wohl nicht ganz gleichgiltig daran denken, daß jener Mann ihn aufgesucht hatte, welcher allein von allen Menschen, außer ihm selbst und seinem schwarzen Freunde, imstande war, den Schleier zu lüften, der über seiner Abstammung und seinem Schicksal hing, der einzige Mensch, der das Recht zur Geltung bringen konnte, ohne daß ein Gelübde verletzt wurde. Aber er dachte daran nicht anders als an ein wunderbares Traumbild, das man nicht mit den Händen zu ergreifen gesonnen ist. Ich bin deiner würdig, Dorothea, sagte er

in seinem Herzen. Wie du dein Glück dem Pflichtgefühl zum Opfer bringst und deinen Vater heilig hältst, so bin ich meinem Worte getreu und opfere mich dem Andenken einer über alles geliebten Mutter.

Schwermütig hing er seinen Gedanken nach, die ihren Lauf in unwiderstehlichem Zuge immer wieder nach dem Schlosse nahmen und gleich unsichtbaren Wächtern Dorotheens Lager umstanden. Welche Nachricht würde ihm die gute Millicent bringen? Würde Dorotheens Jugendkraft den Ansturm der Krankheit rasch überwinden? Würde der edle Schwung ihres energischen Geistes sie bald hinwegtragen über die düstere Stimmung ihrer Nerven? Ach, er wußte kaum, was er wünschen sollte. Bedeutete nicht Dorotheens Genesung ein Erblassen seines Bildes in ihr?

Er wanderte den bekannten Weg nach dem Schlosse hinaus und stand mit sehndem Blicke stundenlang im Saume des Waldes, wo kein fremdes Auge ihn im Schatten der Bäume hätte entdecken können. Er sah das helle Fenster in der dunkeln Masse erglänzen, als es Abend wurde und das Geschrei der die Thürme umflatternden schwarzen Vögel verstummte. Es zog ihn, hinüberzugehen und auf dem heimlichen Pfade zu Dorotheens Zimmer zu schleichen, aber er widerstand. Wie kämpfte er, um diesen Drang zu bewältigen! Er sah das blasser Gesicht so deutlich vor sich und fühlte ihren fiebernden Puls. Warum durfte nicht seine Hand, über diese Stirn hinstreichend, allen Schmerz und alle Krankheit vertreiben?

Er kehrte nach seinem Dorfe zurück und erwartete ungeduldig das ihm von Millicent versprochene Billet. Es kam erst gegen elf Uhr und enthielt wenig tröstliches. Dorothea hatte mit Einbruch der Dämmerung zu phantasieren angefangen, und obwohl der Arzt nichts bedenkliches in diesem Zustande sehen wollte, war Millicent doch voll Unruhe. In Eberhardts Augen kam diese Nacht kein Schlaf, und schon früh war er draußen, um den Boten zu erwarten. Stundenlang trieb er sich in den Dorfgassen und am Strande umher, bis endlich Degenhard erschien. Heute klang Millicents Bericht etwas besser. Dorothea hatte gegen Morgen einige Stunden geschlafen, und sie hatte beim Erwachen geweint. Millicent hielt es für ein gutes Zeichen, daß die Starrheit ihrer Nerven sich in Thränen aufzulösen anfange.

Eberhardt versuchte heute wieder zu zeichnen, aber es wollte ihm nicht gelingen. Er saß an dem Felsen, und der Stift ruhte in seiner Hand. Dann strich er wieder durch den Wald hin und lagerte sich an dem schwarzen Wasser auf dem Moose, nach ihrem Fenster sehend und sich in Gram verzehrend.

Frau Beyßing schüttelte daheim den Kopf und hielt eine lange Zwiesprache mit Andrew. Aber sie konnte aus dem Schwarzen nicht viel herausbringen, und er führte wunderliche Reden im Munde, die ihr unverständlich waren. Frau Beyßing ließ sich nicht von der Meinung abbringen, daß Andrew ein Heide und daß sein eifriges Lesen in der Bibel nur ein umheimlicher Kultus unter falscher Flagge sei. Sie bereitete dem armen Herrn Eschenburg ihre besten Gerichte, aber mitummer mußte sie wahrnehmen, daß er sehr wenig davon genoß.

Diesen Abend dauerte es lange, bis Degenhard erschien. Eberhardt überwachte die Straße, am Fenster horchend, vom Abendessen an, aber es währte bis gegen Mitternacht, ehe der schnelle Schritt des jungen Mannes sich hören ließ. Die Wirtsfamilie war längst im Bette, und auch den Schwarzen hatte Eberhardt schlafen geschickt. Er ging hinunter, öffnete die Hausthür und ließ

Degenhard in die Wirtsstube kommen, wo er ihm Millicents Brief abnahm und ihm ein Glas Genever einschenkte.

Millicent teilte in kurzen Worten mit, daß Dorothea sich noch nicht entschließen könne, irgend jemand zu sehen, und daß sie gegen Abend wieder zu phantasiren angefangen habe, daß aber ihr Zustand doch etwas besser sei als am Tage vorher, und der Arzt erklärt habe, er hege jetzt nicht mehr die Befürchtung, es könne ein Nervenfieber sich entwickeln. Über die sonstigen Vorfälle im Schlosse — so endete sie — möge er sich bei Degenhard erkundigen, der ihm mündlich Mitteilung machen könne.

Eberhardt sah den jungen Mann fragend an und teilte ihm mit, was Millicent in Bezug auf ihn geschrieben habe. Er bemerkte jetzt erst, was ihm in der eignen Spannung entgangen war, daß Degenhard nämlich in einer ungewöhnlichen Erregung war. Trotz der schwachen Beleuchtung des einzelnen Lichtes, welches er von oben mit heruntergebracht hatte und welches das Wirtszimmer nur notdürftig erhellte, konnte er wahrnehmen, daß die muntern Augen in dem gebräunten Jägergesicht ernst blickten und die markirten Züge einen ungewöhnlichen Ausdruck hatten.

Sa, Herr, sagte Degenhard, indem er den braunen Schnurrbart strich und mit dem Kopfe nickte, das war ein besondrer Tag, und ich will nur wünschen, daß er keine schlimmen Folgen für Seine Excellenz den Herrn Grafen haben möge. Doch ich will von vorne anfangen und alles der Reihe nach erzählen. Seine Excellenz befahlen mir heute Morgen, die Pistolen nachzusehen und mit hinauszufahren nach dem Schlosse, wo sie diniren wollten und wo vor dem Essen nach der Scheibe geschossen werden sollte. Nun gut, das geschah so, und ich packte die Munition zusammen und brachte alles in Ordnung, und es waren auf dem Schießstande, den der Herr Baron hat neu herrichten lassen, noch mehrere von den Herren, die jetzt im Schlosse zu Besuch sind, die Herren Leutnants von Drießen und Mengburg und so weiter, worauf es jetzt nicht ankommt, und auch der Herr Graf von Altenschwerdt und der Herr Baron selbst. Und es ging ganz regelrecht und vergnügt zu, und wie gewöhnlich waren alle Herren in Bewunderung darüber, daß Seine Excellenz, obwohl der allerälteste an Jahren, doch am allerbesten schoß und fast jedesmal den schwarzen Fleck oder doch dicht daneben traf, was bei hundert Schritt Distanz nicht so ganz leicht ist. Nun gut, das geschah also in der Art, und niemand dachte etwas arges, und ich stand hinter Seiner Excellenz und hatte gerade eine frisch geladene Pistole in den Händen und blies eben ein Pulverkorn weg, das sich aufs Visir gesetzt hatte, als ich sehe, daß der Herr Graf sich zur Seite wenden und in demselben Moment ein fremder Herr auf den Schießplatz tritt. So war es, — sagte Degenhard, indem er mit den Händen gestikulirte — hier standen der Herr Graf, und hier war die Ecke vom Hause, und hier trat der Fremde herein. Seine Excellenz hatten den Handschuh von der rechten Hand abgezogen, um die Pistole besser halten zu können, und hielten ihn in der linken. Und ehe wirs uns versahen, gingen sie dem fremden Herrn entgegen, nahmen den braunen wildledernen Handschuh in die rechte Hand, und schlugen ihn dem Fremden zweimal durchs Gesicht, daß es klatschte. Der fremde Herr sagte kein Wort, er hatte rote Streifen in seinem Gesicht, und seine Augen sahen aus, wie bei einer wilden Katze, die sich gesetzt hat und die Mündung anguckt. Nun gut, also es dauerte nicht lange unter diesen Umständen, wo alle Herren sehr verwundert waren und durcheinander liefen. Die Pistolen waren ja zur Hand,

und es wurden nicht mehr viele Zeremonien gemacht. Sie stellten sich gleich auf dem Scheibenstande einander gegenüber und der Herr Baron maß zehn Schritt ab und zählte. Bei fünf sollte geschossen werden, und wie der Herr Baron fünf zählte, krachten beide Schüsse zusammen. Es kam wohl so, wie ichs mir gedacht hatte und wie ich auch zum Jäger des Herrn Baron sagte. Denn es waren gezogene Läufe, und Seine Excellenz waren zum erstenmale, wo ich es erlebt habe, in Zorn. Es hatte kaum gepocht, da lag der Fremde auf dem Gesicht, und als wir ihn aufhoben, hatte er Blut am rechten Handgelenk und ein Loch in der rechten Brust. Die Kugel . . .

Wie heißt der Fremde? fragte Eberhardt.

Sein Name ist Baron Oskar von Baldeghem. Er liegt im Zimmer links von der Bibliothek, und der Arzt meint, er würde wohl nicht durchkommen. Die Wunde blutet nur wenig.

### Zweiundvierzigstes Kapitel.

Zu derselben Stunde, in welcher Degenhard im Wirtshause zu Scholldorf seinen Bericht über das Duell zwischen seinem Herrn und dem Freiherrn von Baldeghem abstattete, saßen Baron Sextus und der General in des erstern Arbeitszimmer am Kamin und erwarteten die Rückkunft des Arztes, welcher den Verwundeten gegenwärtig zum zweitenmale besuchte. Mit ernster Miene besprachen sie das Ereignis, und der Graf teilte dem vertrauten Freunde die Geschichte seiner Vergangenheit mit, in welche der nun von seiner Hand gefallene Mann so zerstörend eingegriffen hatte.

Horch! sagte Baron Sextus. Geht da nicht etwas auf dem Gange? Er erhob sich, schritt zur Thür und spähte hinaus. Aber er bemerkte nichts, im Gange brannte die gewöhnliche Lampe, und es war, wenn auch nicht ganz hell, so doch hell genug, um bis ans Ende sehen zu können.

Mir war es, als hörte ich einen leichten Schritt und das Schleifen eines Kleides, sagte er zurückkehrend, aber es war wohl nur die Stille der Mitternacht, welche allerhand täuschendes Geräusch vor unsern Sinnen erweckt.

Er setzte sich wieder vor dem Feuer nieder und störte die buchenen Scheite mit dem eisernen Pocker auf, trat dann an den Tisch, auf welchem neben dem silbernen Armleuchter eine Flasche stand, und füllte die Gläser mit dunkelrotem Wein.

Ein ganz absonderlicher Mann ist dieser Baldeghem, sagte er. Wollte er doch zuerst die Hilfe des Doktors ablehnen! Er sagte mir mit seiner schwachen Stimme, er hätte in seinem Leben immer den Grundsatz befolgt, weder Ärzte noch Advokaten zu konsultiren, und hätte sich gut dabei gestanden. Und dann wollte er die Wunde nicht sondiren lassen und sagte, er hätte von der Kugel allein schon genug und brauche weiter kein Metall in seiner Lunge. Er hat einen vertheufelten Mut, dieser heillose Bursche!

Ja, entgegnete der General nachdenklich, wenn man nur recht wüßte, was eigentlich der Mut ist. Ich denke, es kann für einen ehrenhaften Mann kein schmeichelhaftes Gefühl sein, wenn er sich sagen muß, daß irgend welche desperaten Kerls mit ihm in seiner besten Eigenschaft übereinstimmen. Mut von der gewöhnlichen Art hat der Mann, den Sie nennen, wohl immer gezeigt, aber ich frage mich, ob das wirklich Mut genannt werden kann, was jemanden treibt, weder

göttliche noch menschliche Gesetze zu achten und auch schließlich ebenso frech vor die Pistole und das Grab zu treten, wie er dem betrogenen Freunde vor Augen zu treten pflegte. Deshalb glaube ich, daß das schöne Wort Mut mit Recht wohl nur auf einen Menschen anzuwenden sei, welcher weiß, was eigentlich zu fürchten ist und was nicht. Ich denke, der wahre Mut kann sich nur darin zeigen, daß er zugleich Gottesfurcht ist, denn wer sich auch nicht fürchtet, das Schlechte zu thun, der möchte wohl besser toll als mutig genannt werden.

Der General seufzte und stützte den Kopf auf die Hand. Er sah älter und müder aus als sonst, wie er so in der Nacht am Kamin saß und der Nachricht vom Tode seines Gegners entgegen sah.

Mir ist es noch immer ein Rätsel, sagte Baron Sextus, wie die Geschichte gekommen ist. Die Gräfin stellte ihn mir als intimsten Freund ihres verstorbenen Mannes vor und schien auch selbst sehr gut mit ihm bekannt zu sein. Ich hörte, daß sie sich duzten. Als sie ihn aber nach seiner Verwundung besuchen wollte, verbat er sich ihre Gesellschaft. Merkwürdig, daß er mit einem mal wie hereingeschneit auf unserm Schießplatz stand, gerade als hätte er sich vorher nach dem Orte erkundigt, der am passendsten wäre, ihm den Hals zu brechen, und hätte dann just diesen Ort aufgesucht.

Der General hörte nur mit halbem Ohr auf die Bemerkung seines Freundes, denn er war in traurige Gedanken vertieft.

Ich mache jetzt an mir selbst eine Erfahrung, sagte er, von welcher ich sonst nur gehört habe, und an welche ich nicht habe glauben wollen. Ich hätte nicht gedacht, daß eine Zeit und daß Verhältnisse kommen könnten, wo ich ohne Faß an diesen Mann denken würde. Aber doch ist es so, wie ich wohl las. Mit seinem rinnenden Blute zerfließen meine zornigen Gefühle.

Der Baron räusperte sich und trank sein Glas aus, um seiner eignen Rührung leichter Herr zu werden.

Braven Männern geht das immer so, sagte er. Ein Feind, der liegt, ist kein Feind mehr.

Ja, und ich frage mich, fuhr der General fort, ob ich selbst wohl den rechten Mut besitze, den ich vorhin lobte. Nun bin ich so alt geworden, und doch bin ich noch nicht klug! Wann will ich anfangen, von der Weisheit Gebrauch zu machen, wenn ich jetzt noch in der Lernzeit bin?

Der Baron seufzte. Wahrhaftig, sagte er, ich bin manchmal auch im Zweifel, ob ich mit dem Alter klüger geworden bin, und in dieser letzten Zeit habe ich oft das Gegenteil gedacht.

Heißt es nicht ein schlechtes Vertrauen zur Gerechtigkeit des Allmächtigen haben, wenn wir selbst uns rächen wollen? fuhr der Graf fort. Ach, ich fürchte, daß das, was wir Ehre nennen, übel besteht neben der Ehre, die vor Gott gilt.

Sie dürfen daran jetzt nicht denken, sagte der Baron. Trinken Sie einmal aus, alter Freund, Sie haben nichts zu Abend genossen und müssen erschöpft sein. Das war ein rechtliches und ehrliches Duell, und ich zweifle nicht, daß in diesem Falle, wenn auch der Tod erfolgt, das Ehrengericht und Seine Majestät Sie zwar mit Festungshaft ansehen werden, die Begnadigung aber auf dem Fuße folgen wird. Aber was Henkers — es rührt sich doch da etwas in der Bibliothek — oder habe ich mich wieder geirrt? (Fortsetzung folgt.)

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.  
Verlag von F. A. Herbig in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Meudnitz-Leipzig.